

„FELDLAZARETT KIRCHE“ (PAPST FRANZISKUS) HEILENDES HELFEN ALS CHRISTLICHER GRUNDAUFTRAG

Von Wolfgang Beinert

Aufbruch zu den ursprünglichen Ufern – das Neue in der Kirche

Keine Kirchenkritik kann es wirklich in Frage stellen: Die christliche Religion in allen ihren denominationellen Aus- und Zergliederungen leistet der Menschheit einen erheblichen Dienst durch ihre Zuwendung zu den Marginalisierten aller Art. Man spricht seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil gern von der *Option für die Armen*, zu welcher die Kirche verpflichtet sei. Stets hat dabei unter den vielen Gegebenheiten von Marginalisierung oder Armut in dieser Welt der medizinisch-psychologische Sektor eine Hauptrolle gespielt. Erhebliche personelle und finanzielle Ressourcen werden dadurch auch derzeit gebunden, wobei gleich noch beigefügt werden muss, dass im allgemeinen mustergültige Preis-Leistungsrelationen erzielt worden sind und noch werden, die ihresgleichen vergebens suchen, auch im öffentlichen Bereich. In früheren Zeiten stellten sich ganze Heerscharen von Ordensleuten für kaum mehr Entgelt, als für den reinen Lebensunterhalt unerlässlich war, zur Verfügung, um sich der kranken Menschen im weitesten Sinn anzunehmen. Als im Zug des Nachlassens der so genannten Berufungen zahllose Krankenhäuser, Rehabilitationskliniken und Pflegezentren von den bisherigen Trägern aufgegeben werden mussten, merkten die eintretenden „weltlichen“ Nachfolger ganz schnell, dass sie das Vielfache der bisherigen Mittel und des Personals aufzubringen hatten, um den Betrieb weiterführen zu können. Vor allem in den Entwicklungsländern haben inzwischen ebenfalls zahlenmäßig sehr relevante Scharen von ehrenamtlichen Helfern in vielen Fällen die Stelle der Ordensleute eingenommen. Man kann an die *Jesuit Volunteers* denken, junge Männer und Frauen, die in Zusammenarbeit mit den drei deutschen Provinzen der Gesellschaft Jesu Freiwilligeneinsätze in Partnerprojekten in Osteuropa, Lateinamerika, Asien und Afrika leisten. Auch diese jungen Leute tun ihren Dienst aus religiösen Motiven heraus und werden nicht wirklich entlohnt.

Trotz aller dieser beeindruckenden Fakten, die man ergänzen könnte, darf man die Frage stellen, welchen ideellen, welchen ideologischen oder weniger missverständlich: welchen theologischen Stellenwert der Dienst des Heilens, der Dienst an den Kranken und seelisch behinderten Menschen für das Christentum besitzt. Wird hier von den Anhängern der Religion eben eine humanitäre Aufgabe ausgeübt, die anderswo prinzipiell gleichermaßen und gleicherweise abgeleistet wird – auch die abgebrühtesten Atheisten lassen schließlich ihre siechen Mitmenschen nicht verrecken, wenn sie auf der Straße umfallen? Manchmal ist ihr Einsatz um ein gutes Stück selbstloser als der der Christenmenschen. Oder gehört die Option für die Armen, besonders auch für die armen Menschen, die an einer schweren Krankheit des Leibes und/oder der Psyche leiden, zu den *Grundaufgaben* des Christentums? Das bedeutet: Kann man sagen, dass diese Sorge und die daraus erwachsende Pflege geradezu identisch mit dem Wesen des Evangeliums Jesu Christi ist, so dass Christ sein immer und je auch (sicher nicht nur) heilende und helfende Pflegearbeit für die der Heilung und Hilfe bedürftigen Menschen ist? Diese Fragen stellen sich nicht von ungefähr

und nicht nur aus Anlass einer solchen Veranstaltung wie dieser. Wenn nicht alle Zeichen trügen und täuschen, befindet sich die römisch-katholische Kirche seit kurzer Zeit in einer epochalen Wendebewegung. Sicherlich sollte man sehr behutsam mit der Erstellung von Thesen sein, die im Brustton der felsenfesten Überzeugung weltanschauliche Szenarien zum Besten geben, die noch lange nicht ausgegoren, ja kaum überhaupt wirklich wahrnehmbar sind. Andererseits mehren sich die Indizien, dass in der Tat 2013 mit dem Anbruch des Pontifikats von Papst Franziskus die Karten neu gemischt werden. Zunehmend deutlich zeichnet sich ab, dass die traditionalistische Ausrichtung der Kirche an ihr Ende gekommen ist. Sie hat seit der Reformation des 16. Jahrhunderts, auf jeden Fall seit der europäischen Aufklärung nahezu alle Lebensäußerungen bestimmt – und zwar im Gegenlauf zu der die ersten 1500 Jahre der Kirchengeschichte bestimmenden missionarischen Dynamik, die zu äußerst fruchtbaren und spannungsvollen Amalgamen von Evangelium und Kultur (Antike, Germanentum) geführt haben. Zuletzt feierten die regressiven Tendenzen in den Pontifikaten von Johannes Paul II. und Benedikt XVI. Triumphe, die viele beeindruckt, viele buchstäblich aus der Kirche vertrieben haben. Es scheint signifikant zu sein, dass dieser Neokonservatismus in die Krise geriet, als letzterer aus Gründen der Altersschwäche sein Amt nicht mehr fortführen zu können eingestand. Auch die Haltung der Kirche schien sich überlebt zu haben. Ihr Immobilismus hatte sich allen Modifikationen verweigert, die sich aus den *signa temporis* logisch zu ergeben schienen, jenen Zeitzeichen, die das Programm des *aggiornamento* registrieren sollte, jedenfalls nach dem Willen Johannes XXIII. und der Majorität des Zweiten Vatikanischen Konzils. Die Folge war auf Seiten der Kirchenleitung eine den konziliaren Tendenzen gegenläufige Politik, die zu dem viel beredeten „Reformstau“ geführt hat. Dieser hinwiederum war der Anlass für die katastrophale Abwendung der Mitglieder der Glaubensgemeinschaft, die allein in unserem Land alljährlich Austrittszahlen im hohen sechsstelligen Bereich zu registrieren hat. Sie ist spezifiziert durch den Verlust der Jugend und einer hinreichenden Zahl an Nachwuchskräften für die geistlichen Berufe. Seelsorge im klassischen Sinn ist nahezu zusammengebrochen.

Das sind alles keine neuen Erkenntnisse; teilweise kann man sie bei jedem sonntäglichen Gottesdienstbesuch in einer katholischen Kirche verifizieren. Weniger augenscheinlich sind die Fundamente des denunzierten Traditionalismus. Fachtheologisch einordnend haben wir festzustellen: Er ist in der Wolle gefärbt ekklesiozentrisch. Im Mittelpunkt seines Denkens und Trachtens steht die *ekklesia*, die Kirche. Gewiss ist es kein Zufall, dass ein eigener Traktat über die Kirche, also die wissenschaftlich-systematische Betrachtung derselben, nach einem kanonistischen Präludium im 15. Jahrhundert erst in der Gegenreformation entwickelt wird – exemplarisch beim Jesuitenkardinal Roberto Bellarmino. In theologischer Perspektive ist das erste Jahrtausend hingegen christozentrisch bestimmt – die großen Sätze des Glaubensbekenntnisses werden geformt. Das abendländische Mittelalter empfängt seine Signatur durch das lebenspraktische Problem des Verhältnisses von Gnade und Freiheit. Die Sinnspitze des kirchlichen Denkens ist in beiden Fällen orthopraktisch – es geht um das richtige, d. h. um das glaubensgemäße *Handeln* der Christenmenschen in der Kirche. Denn auch bei den wahrlich knochentrockenen Formulierungen der christologischen (und später noch pneumatologischen) Dogmen ging es nicht um akademische Spitzfindigkeiten (man wolle nicht *aristotelice reden*, so wie der Philosoph Aristoteles, sagte man damals), sondern um den lebensnahen Ausdruck des lebendigen Heiles, zu dem alle berufen sind und dessen Formulierung alle verstehen müssten (*piscatorie, nach Fischermanns Art*, ist die Kennmarke). Die nachreformatorische Kirche hingegen

muss erst einmal sich selber sichern, theoretisch wie auch im Blick auf den Mitgliederbestand. Die Folge: Die Theologie bekommt einen apologetischen Touch – sie ist immer gegen *etwas* – und sie wird institutionalistisch – Hauptthema ist die Gewaltenverteilung in der Kirche, Höhepunkt sind die Papstdogmen des Ersten Vatikanischen Konzils – und sie wird schließlich abstrakt – die Definitionen und definitorischen Festlegungen eines immer abundanter werdenden Lehramtes bleiben ohne echten Lebenswert für die Gemeinschaft der Kirche, für die so genannten Laien, die mehr und mehr zu Objekten des Klerus hinuntergestuft werden. Nicht die *Orthopraxie*, die *Orthodoxie* herrscht: Es herrscht der Primat des Dogmas vor dem Primat des christlichen Handelns. Die Gefahr der Trennung zweier Größen taucht auf, die tatsächlich jedoch nur miteinander, nur als die Seiten der gleichen Medaille existieren können. Die Praxis des Christlichen lebt aus dem rechten Christenglauben. Der Christenglaube steht ganz und gar und von A bis Z im Dienst der missionarischen Aktivität. Wo dieser Konnex ge- oder gar zerstört wird, wo die Hierarchie der Perspektiven verschoben oder pervertiert wird, kann die Kirche nicht gedeihen.

Es scheint sich nun zu begeben – und nochmals blinken alle roten Warnleuchten -, es scheint so zu sein, als habe Papst Bergoglio es behutsam, aber entschieden begonnen, diese Neujustierung der Kirche in die Wege zu leiten. Er ist jetzt gerade zwei Jahre im Amt – eine außerordentlich kurze Zeit. Viele berauschen sich an den großartigen Reden, die er hält, den Gesten, die er setzt, mehr noch und immer mehr aber suchen vergeblich nach irgendwelchen handgreiflichen Setzungen neuer Leitlinien, nach handfesten Zeichen der Veränderung. Die gibt es allem Augenschein nach nicht. Wer deutliche und möglichst rasch erfolgende Änderungen in Lehre oder Handlung erwartet hatte, ist real enttäuscht. Die gibt es wirklich und wahrhaftig nicht. Sie scheinen auch kaum noch zu erwarten. Worte also sonder Zahl, Taten keine? Man kann das auch anders sehen. Auf Rangierbahnhöfen kann man manchmal sehen, dass Züge neu zusammengestellt wurden. Ein Waggon wird auf eine Drehscheibe gesetzt, diese bewegt sich, bis das neue Gleis erreicht ist. Dann wird der Waggon an den anderen Zug angekoppelt. Scheinbar verändert sich nichts an ihm – nicht seine Maße, nicht seine Einrichtung, die Leute in den Abteilen nicht. Alles bleibt, wie es war. Das ist der Schein. In Wahrheit hat alles sich verändert, und zwar in allerhöchstem Maß: Die ganze Richtung ist nun neu! Die Passagiere bekommen das manchmal erst viel später mit: Die Landschaft, die am Zug vorbeifliegt, ist plötzlich anders als sonst.

Sind wir unvermerkt vom Thema abgekommen? Nein, wir haben ihm uns hautnah genähert. Denn die Änderung des Kirchenkurses, die sich, nochmals: mit aller Vorsicht festgestellt, gegenwärtig vollzieht, besteht in der Tiefentextur genau und ganz konkret darin, dass die Grundaufgabe der Gesamtkirche sichtbar wird, also jenes Heilen, Helfen und Pflegen, das ihre Grundaufgabe, ihre *raison d'être* ausmacht, der Sie sich hier speziell und ausdrücklich widmen, die aber in je modifizierter Weise allen Christenmenschen aufgegeben ist. Das ist näher zu belegen. Ich fasse mich nach dieser ohnehin ungebührlich langen Einleitung ganz kurz im Blick auf die programmatischen Äußerungen von Franziskus selber. Dann lade ich Sie zu einer Tour d'horizon durch die christliche Überlieferung, vor allem die biblische, ein, die sozusagen die Katholizität, die christliche Allgemeingeltung der These fundieren möchte. Auch sie wird von einer angesichts des reichen Materials verwendeten Knappheit sein. Schließlich suche ich die Basis des Christentums, wie ich sie sehe, streng theologisch aus der Perspektive der christlichen Anthropologie in den Blick zu nehmen. Daraus wird sich der zutiefst humanistische Ansatz der Religion Jesu Christi er-

weisen, der zugleich alle Chancen einer Kooperation mit allen anderen humanistischen Ansätzen in allen Weltanschauungen, den theistischen wie den atheistischen ermöglicht, erfordert und befruchtet und deswegen auch zu unserer konkreten Aufgabe macht.

Wende durch Franziskus?

Jorge Maria Bergoglio ist kein in der Wolle gefärbter Reformier. Ganz im Gegenteil: Als er mit 36 Jahren Provinzial der argentinischen Jesuiten wird, in einem für die Verhältnisse in der Gesellschaft Jesu unglaublich frühen Alter, *gilt* er nicht nur als Hardliner, er hat den Posten gerade deswegen bekommen, weil er ein Hardliner *ist*. Er soll Front machen gegen die Theologie der Befreiung, die den Subkontinent in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Bewegung bringt, die römische Kirchenleitung abgrundtief verunsichert – Kardinal Ratzinger schießt mit gleich zwei Instruktionen scharf dagegen. Bergoglio wird den Erwartungen der Ordensleitung gerecht. Diese Jahre bergen noch manche Dunkelheiten, die man vielleicht auch gar nicht erhellen möchte. Die Situation ändert sich erst in dem Augenblick, da der junge Jesuit Bischof wird, erst Auxiliarius, dann Ordinarius seiner Heimatstadt Buenos Aires. Er nimmt jetzt plötzlich die theologische und pastorale Haltung ein, die er vordem bei einigen seiner Mitbrüder schärfstens kritisiert und gemäßregelt hatte, eine gemäßigte Position auf der Skala der Befreiungstheologie. Sie artikuliert sich genau in der Abkehr von der ekklesiozentrisch-triumphalistischen Attitude, die den bisherigen Mainstream gebildet hatte. Als er am 13. März 2013 das Amt des römischen Bischofs übernimmt, hat er eindeutig die neue Linie gefunden. Seitdem bekennt er sich unablässig dazu. Schon ein halbes Jahr später, am 19. September dieses gleichen Jahres, gibt er den Jesuitenzeitschriften ein weltweit beachtetes Interview, in welchem sich die Phrase findet, die diesen Reflexionen den Titel gegeben hat:

„Ich sehe die Kirche wie ein Feldlazarett nach einer Schlacht. Man muss einen Schwerverwundeten nicht nach Cholesterin oder hohen Zucker fragen. Man muss seine Wunden heilen. Man muss ganz unten anfangen“.

Wie konträr diese Worte zur lange herrschenden Ekklesiologie sind, kann man ganz er-messen, wenn man die Selbstbeschreibung der Kirche auf dem Ersten Vatikanischen Konzil vergleicht. Sie sieht sich als *„signum levatum in nationes“*, als hochehrhabenes göttliches Zeichen unter den Völkern. *„Die Kirche selbst ist durch sich – nämlich wegen ihrer wunderbaren Ausbreitung, außerordentlichen Heiligkeit und unerschöpflichen Fruchtbarkeit an allem Guten, wegen ihrer katholischen Einheit und unbesiegbaren Beständigkeit – ein mächtiger und fortdauernde Beweggrund der Glaubwürdigkeit und ein unwiderlegbares Zeugnis ihrer göttlichen Sendung“* (DH 3013). Das war 1870 ernst und ehrlich gemeint, heute dürften manchen diese vor Selbstbewusstsein strotzenden Passagen eher wie eine Realsatire anmuten. Für den Papst jedenfalls ist die Kirche keine erhabene Filiale der hochehrhabenen Himmelsstadt Jerusalem, sondern Notaufnahmelager für die Opfer der Schlachten dieser Zeit und Welt.

Franziskus ist spätestens im bislang bedeutendsten Dokument seiner Amtszeit aus der Bilder- in die Realsprache gewechselt. Das Apostolische Schreiben *„Evangelii gaudium“* stammt vom 24. November 2013, also auch noch aus dem ersten Pontifikatsjahr. Es atmet einen Geist und verleibt ihn in einer Diktion, die man so in pontificalen Höchstaussagen noch kaum je gehört hat. Kirche ist aus ihrem Wesen missionarisch. Sie muss in allem ihrem Tun *„den Geruch der Schafe“* annehmen (EG 24). Das bedeutet natürlich, deren

Leben und Empfinden zu hundert Prozent zu teilen. Dieses Leben und Empfinden aber ist bei den meisten Menschen ein Leben in Leiden und ein Empfinden der erdrückenden Ungerechtigkeit der Situation. Die logische Folge ist dann eben die konsequente Nachfolge Christi zufolge dem Evangelium. Im Originalton:

„Wenn einer das Evangelium liest, findet er eine ganz klare Ausrichtung: nicht so sehr die reichen Freunde und Nachbarn, sondern vor allem die Armen und Kranken, diejenigen, die häufig verachtet und vergessen werden, die es ‚dir nicht vergelten können‘ (Lk 14,14). Es dürfen weder Zweifel bleiben, noch halten Erklärungen stand, die diese so klare Botschaft schwächen könnten. Heute und immer gilt“, greift Franziskus an dieser Stelle ein Wort seines Vorgängers Benedikt XVI. auf: „Die Armen sind die ersten Adressaten des Evangeliums“. Dann schließt er: „Die unentgeltlich an sie gerichtete Evangelisierung ist ein Zeichen des Reiches, das zu bringen Jesus gekommen ist“ (EG 48 unter Zitierung der Ansprache Benedikt XVI. an die brasilianischen Bischöfe in São Paolo am 11.05.2007).

Die Blickwende der Glaubensgemeinschaft kann kaum klarer beschrieben werden: Nicht Nabelschau, sondern Zusage an die Armen aller Kategorien – die Kranken werden noch ausdrücklich genannt –, eine Zusage, die die unmittelbare Konsequenz einschließt, sich ihnen zu öffnen wie ein Notlazarett im Umkreis des Chaos nach einer Schlacht oder den Dreck und die Slums mit ihnen distanzlos zu teilen. In seiner typischen Drastik erklärt der Papst:

„Mir ist eine ‚verbeulte‘ Kirche, die verletzt und beschmutzt ist, weil sie auf die Straßen hinausgegangen ist, lieber als eine Kirche, die aufgrund der Bequemlichkeit, sich an die eigenen Sicherheiten zu klammern, krank ist. Ich will keine Kirche, die darum besorgt ist, der Mittelpunkt zu sein, und schließlich in einer Anhäufung von fixen Ideen und Streitigkeiten verstrickt ist. Wenn uns etwas in heilige Sorge versetzen und unser Gewissen beunruhigen soll, dann ist es die Tatsache, dass so viele unserer Brüder und Schwestern ohne die Kraft, das Licht, und den Trost der Freundschaft mit Jesus Christus leben, ohne eine Glaubensgemeinschaft, die sie aufnimmt, ohne einen Horizont von Sinn und Leben“ (EG 49).

Der Aufgabenbereich der Kirche nach der Lehre von Papst Franziskus ist gewiss umfassender als der Dienst der Pflege im herkömmlichen Sinn. Doch abgesehen davon, dass, wie erwähnt, die Kranken eigens als Zielgruppe kirchlicher Mission namhaft gemacht werden, hängt die physische und erst recht die psychische Krankheit gewöhnlich auf mehrfache Weise mit den anderen Marginalisierungen zusammen, die ein Mensch erfährt. Sie ist nicht nur in sich bereits pauperisierend, sie ist vielfach die Folge von lebens einschränkenden Behinderungen oder kann nicht bzw. nur unzureichend therapiert werden, weil der Patient mittellos ist: „Wenn du arm bist, musst du sterben“. Wenn wir uns nunmehr also besonders dem Objekt der Pflege im engen Sinn zuwenden, dann tun wir dies im umfassenden Horizont des Phänomens Krankheit unter medizinisch-sozialer wie unter theologisch-anthropologischer Perspektive. Die Krankheit ist Sonderfall und zugleich Paradigma jener Armut, die die Kirche dem Papst zufolge beheben soll im Namen Jesu Christi.

Krankheit und Pflege nach der christlichen Überlieferung

Die positive Beschreibung eines Menschen oder einer dem Menschen dienlichen Sache oder einer guten Konstellation von Dingen lautet in den germanischen Sprachen *gesund*. Wenn sich jemand des Lebens in allen Hinsichten störungsfrei erfreuen darf, ist er *ge-*

sund. Damit er das bleibt, nimmt er zum Beispiel *gesunde Speisen* zu sich und schaut, dass er in *gesunder Luft* sich bewegen kann. Etymologisch betrachtet, ist das Adjektiv eine Schwundstufe zu *geschwind*. Dessen Grundbedeutung war *stark, gewandt*. Gesundheit ist also Vitalität, Dynamik, Spannkraft, Extrovertiertheit. Der Negativbegriff zu *gesund* lautet *krank*. Er leitet sich aus dem mittelhochdeutschen *kranc* her, das *schwach, gekrümmt, gewunden* bedeutet, ist also der passgenaue Antiterminus zu *gesund*. *Krank* ist ein Mensch, der durch Schwäche in sich verbogen, gekrümmt ist. Wir können auch Gesundheit der Ordnung der Freiheit, Krankheit der Ordnung der Versklavung, der gehemmten Selbstbestimmung zuordnen. Damit aber teilen sich diese Begriffe, oder sagen wir besser, die damit gemeinten Wirklichkeiten, den gleichen Raum, in dem im Bereich der Religion und Spiritualität die Ordnung des Heiles und der Sünde angesiedelt sind. *Heil* hängt zusammen mit dem altgriechischen *ολος* und dem englischen *whole*, beide Male für *ganz*, also ohne Schwächung, Verunstaltung, Abweichung von der Norm. Die Mystiker haben auch stets die Zusammenhänge von Sünde und Krankheit hervorgehoben: Beide kommen darin überein, dass sie Freiheitsminderungen darstellen, einmal der Ausrichtung des Menschen auf sein oberstes Ziel, dann der Vitalität im Lebensvollzug. Krankheit ist also nicht nur eine Störung der Lebensprozesse, sondern immer auch ein Signal für die Desintegration der Gott-Mensch-Relation. Sie hat eine religiöse Konnotation.

Was dem heutigen Menschen so ganz und gar nicht ein – und durchsichtig ist, war der gesamten Antike völlig klar. In den heiligen Schriften und Überlieferungen aller alten Religionen ist daher abundant von Gesundheit und Krankheit die Rede, allerdings kaum unter dem heute primären medizinisch-therapeutischen Aspekt, sondern im Kontext der Transzendenzenorientiertheit des Menschen. Auch in der Bibel ist das nicht anders, ja hier werden sogar Verbindungslinien zwischen beiden Wirklichkeiten gezogen: Die Krankheit und der irgendwann und irgendwie stets und immer an ihrem Ende stehende Tod sind, angefangen schon vom ersten Buch der Bibel, dem Buche Genesis, Folgen der menschlichen Sünde. Ihr folgt der Fluch: „*Staub bist du, zum Staub musst du zurück*“ (Gen 3,28). Weil aber Gott nicht nur die Sünde nicht will, sondern auch den Tod des Sünders nicht, weil er der Gott der universalen Schöpfer- und Erlöserliebe ist, heilt er nicht nur die Schuld des Menschen, sondern auch deren Folgen, zu denen die Krankheit gehört. Der religiöse Begriff des *Heiles* hat also eine doppelte Bedeutung – er meint die Herstellung der ungestörten, schuldlosen Gottesbeziehung und das Funktionieren der Vitalität – ausgesagt in jedem Fall vom ganzen und integralen Menschen. Der später das Christentum beherrschende Leib-Seele-Dualismus hat in der Bibel so wenig Raum wie in der heutigen Anthropologie. Es ist für die antike Logik dann selbstverständlich, dass der menschliche Heils- und Heilungsdienst Sache der Gottesdiener, also der Priester ist. Sie sind immer und zugleich, wenn man so reden darf, „*Physio*“- und „*Psycho*“-Therapeuten. Deswegen üben sie aber nicht einen Doppelberuf aus, sondern ihr Dienst am Körper ist ebenso und gleicherweise Dienst an der spirituellen Dimension des Menschen.

Es hat verheerende Folgen, als im Zuge der Platonisierung des christlichen Denkens der Mensch als eine aus Leib und Seele zusammengebastelte mehr oder weniger künstliche, also auch spaltbare Entität aufgefasst wird. Der eine Dienst an der einen, wenngleich mehr-dimensionalen Realität Mensch wird jetzt aufgespalten in einen Leibdienst, der in die Kompetenz des Arztes fällt, und die Seelsorge, deren Spezialisten die Kleriker werden. Charakteristisch ist die immer noch nicht ganz zu Tode gekommene Redeweise, dass ein Pfarrer „5 000 Seelen“ zu betreuen habe. Man darf sich dann nicht wundern, dass die

Kirche spiritualistisch wird und die Medizin mechanistisch. Desgleichen ist es nicht verwunderlich, dass mit zunehmender Säkularisierung die Patienten vom leibsondernden Gewerbe allein Restitution und Rehabilitation ihrer somatischen Beschwerden erwarten. Und wirklich heil nicht werden.

Unter dem Horizont der Heiligen Schrift sind Heil und Heilung zwei Vollzüge einer einzigen Bewegung. Diese ist das General- und Hauptthema der Offenbarungsurkunde, dieser Offenbarungsurkunde schlechthin. Es gibt bekanntlich eine Reihe von literarischen Zeugnissen, die diese Qualität für sich reklamieren – gegenwärtig steht der Koran vor allem im Interesse. Sie beanspruchen, etwas über Gott zu sagen, was der Mensch ansonsten nicht wissen könnte. Ihr Objekt ist die Transzendenz. Bei der Bibel ist es geradezu umgekehrt. Sie ist im Kern nicht ein Buch der Menschen über Gott, sondern Gottes Buch über die Menschen. Ihr Objekt ist nicht der Himmel, sondern die Sphäre der Immanenz, die Welt, das Diesseits. Die Basisaussagen gehen dahin, dass Gott die Menschen überaus und über alles andere, sogar über sich selbst hinaus liebt. Der Bund Gottes mit den Menschen ist der Grund der Schöpfung, deren Krone eben dieser Mensch ist. Erst und nur weil dieser sich wieder und wieder Gott zu entziehen anschickt, wird der Heilsprozess in Gang gesetzt. Er hat seinen Höhepunkt in der Menschwerdung Gottes. Dieser selber geht vollkommen ein in die Menschenwelt und in die Menschenbefindlichkeit – die psychosomatische Pluridimensionalität des Menschen nicht ausgenommen.

Unter diesem Aspekt ist es stimmig, dass das Neue Testament als Ur-Kunde von dieser Gestalt des Gottesheiles in Jesus Christus ausgiebig von Heilungen berichtet, die der Messias zeit seiner Sendung vornimmt. Für viele moderne Menschen betreten wir freilich damit höchst vermintes Gebiet. Der Mann aus Nazareth schlüpft nicht in den Arztkittel, sondern wirkt aus eigener übermedizinischer Kompetenz, die bereits bei seinen Zeitgenossen die Frage aufwirft, wer er eigentlich sei, ein Supermensch (aber ganz und gar Mensch) oder ein übermenschliches, ein göttliches Wesen. Wir nennen die von Jesus berichteten Heilungsvorgänge *Wunder*. Dagegen aber haben wir große Vorbehalte. Kann man als aufgeklärter, naturwissenschaftlich imprägnierter Zeitgenosse solche irrationalen Deutungsvorgänge nachvollziehen? Wie dem auch immer sein mag, die Exegeten sind sich einig darin, dass sicherlich nicht numerisch alle entsprechenden Berichte sich der rationalen Erkenntnis entziehen, dass es aber nicht bestritten werden kann, dass Jesus mehrere Wunder gewirkt hat. Man unterscheidet Naturwunder (Gang über das Wasser), Totenerweckungen, außerordentliche Begebnisse (Brotvermehrungen) sowie, was uns hier besonders interessiert, Krankenheilungen und Dämonenaustreibungen. Da es sich nach heutiger Annahme bei letzteren um Handlungen an psychisch Kranken handelt, kann man sie getrost unter die Krankenheilungen subsumieren. Es lässt sich nicht exakt angeben, wie viele solche Heilungswunder Jesus getan hat. Manchmal liefern die Evangelien nur sehr allgemeine und generische Hinweise. So lesen wir etwa bei Mk 1,32-34: „Am Abend ... brachte man alle Kranken und Besessenen zu Jesus. ... Und er heilte viele, die an allen möglichen Krankheiten litten, und trieb viele Dämonen aus“. Statistisch sieht es so aus: Es gibt in den vier Evangelien 30 Wunderberichte. Von ihnen sind 19 Erzählungen Krankenheilungen. Diese stehen also mit rund 63% oder zwei Dritteln ganz oben auf der Liste. Das hinwiederum ist *kein* Wunder. Denn in den Heilungen *verdichtet sich* das allgemeine Heilstun des Herrn.

Ich möchte das an einer einzigen beispielhaften Begebenheit zeigen, der Heilung des Gelähmten in Kafarnaum. Ich analysiere sie hier nach dem ältesten Evangelium (Mk 2,1-12), doch findet sie sich auch bei den beiden anderen Synoptikern (Mt 9,1-18; Lk 5,17-25), und zwar jedes Mal in einer für die Evangelien generell ungewöhnlichen epischen Breite. Jesus predigt in „seiner Stadt“ und kann sich vor Zuhörern nicht retten. Rettungslos verloren scheinen auch vier Männer zu sein, die auf einer Bahre einen Gelähmten heranschleppen. Jesus soll ihn heilen, aber dazu muss der Kranke erst einmal in seine Nähe kommen. Kurzerhand decken die Krankenpfleger das Dach des Hauses ab und lassen ihn direkt vor die Füße Jesu herab. Dann schreibt der Evangelist weiter:

„⁵Als Jesus seinen Glauben sah, sagte er zu dem Gelähmten: Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben! ⁶Einige Schriftgelehrte, die dort saßen, dachten im Stillen: Wie kann dieser Mensch so reden? Er lästert Gott. Wer kann Sünden vergeben außer dem einen Gott? ⁸Jesus erkannte sofort, was sie dachten, und sagte zu ihnen: Was für Gedanken habt ihr im Herzen? ⁹Ist es leichter zu dem Gelähmten zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben! oder zu sagen: Steh auf, nimm deine Tragbahre und geh umher? ¹⁰Ihr sollt aber erkennen, dass der Menschensohn die Vollmacht hat, hier auf Erden Sünden zu vergeben. Und er sagte zu dem Gelähmten: ¹¹Ich sage dir: Steh auf, nimm deine Tragbahre und geh nach Hause! ¹²Der Mann stand sofort auf, nahm seine Tragbahre und ging vor aller Augen weg. Da gerieten alle außer sich, sie priesen Gott und sagten: So etwas haben wir noch nie gesehen“.

Wir übergehen die für die Evangelisten sicher besonders interessante „Mechanik“ des Wunders als solchen, das niemals im Neuen Testament in sich und für sich steht, sondern ein Moment in einem Relationsgeschehen ist, das sich zwischen dem agierenden Gott (Heilung) und den reagierenden Menschen (Akzeptanz Gottes) vollzieht oder auch nicht – wenn das Wunder abgelehnt wird. Konzentrieren wir uns gemäß unserem Thema auf den Komplex Gesundheit - Krankheit. Ausgangspunkt der Geschichte ist eine Krankheit, eine Lähmung, medizinisch: eine Parese. Sie besteht im vorliegenden Fall im Funktionsverlust des Bewegungsapparates. Verursacht werden kann sie durch toxische, mechanisch-traumatische oder entzündliche Schädigungen, aber auch durch tief reichende seelische Erschütterungen; man spricht dann von *dissoziativen Lähmungen*. Diese fallen unter die psychosomatischen Phänomene. Obwohl das Elektromyogramm und die Muskeleigenreflexe normal sind, lassen sich die Organe nicht bewegen. Man darf annehmen, dass der Patient in Kafarnaum unter dieser Form der Parese leidet – Jesus wird ihn nicht auf gut Glück auf seine Sünden, also auf seine gestörte Seele angesprochen haben. Konsequentermaßen versucht er weder organische noch eine psychotherapeutische Behandlung, sondern packt das Übel an der Wurzel: Ist die Gottesrelation in Ordnung, ist die zugrundeliegende Störung nach allen Komponenten eo ipso behoben. Diese Restitution ist wesentlich, aber nicht exklusiv das Werk des Heilers. Am Beginn steht die absolute Öffnung auf die Liebe Gottes hin, die sich nun in der Gestalt des Nazareners offenbart. Die Bibel nennt diese Haltung *Glau-ben*. Weil er geglaubt hat, kann Jesus dem Mann die Sünden vergeben. Im Erzählduktus ziemlich am Rand stehen die vier Krankenpfleger, doch sollte man nicht übersehen, dass auch sie eine aufs Ganze und für das Ganze unabdingbare Funktion haben. Sie bringen die heil- und heilsentscheidende Relation zwischen dem Patienten und dem Heiler durch ihren selbstlosen Dienst überhaupt erst zustande. Das entscheidende Geschehen ist also, so kann man in der Sprache der Kommunikationstheorie sagen, Vollzug einer dialogischen *commu-nio*. Heilung vollzieht sich in Gemeinschaft aller Glaubenden und diese Gemeinschaft ist gleichzeitig die Instanz, anhand derer die

anderen Menschen zum Glauben geführt werden. Denn in Kafarnaum kommen durch das Wunder die Zeugen ebenfalls zum Glauben an den Messias. Der gott-menschliche Kommunikationskreis erweitert und vergrößert sich in Richtung auf prinzipiell die ganze Menschheit. In der Tiefenstruktur hat also die Erzählung gerade aufgrund ihrer Christozentrik eine ausgesprochen ekklesiologische Komponente. Die Kirche erfüllt in der Nachfolge ihres Herrn und Gründers ihre ureigene Aufgabe in der Sorge für die Kranken. Hier, genau an dieser Stelle kommt in denkbar hoher Verdichtung, in beispielloser Konzentration ihr konstitutiver Heilsauftrag zum Austrag. Das Zweite Vatikanische Konzil wird später sagen: Die Kirche ist das Sakrament, Zeichen und Werkzeug für die Einheit mit Gott und der Menschen untereinander (vgl. LG 1). In jeder heilenden und pflegenden Aktivität wird in besonders dichter Weise also Kirche präsent. Pflegedienst ist mithin nicht nur ein humanitäres Beiwerk unter dem Firmenschild „Christentum“ oder „Kirche“, sondern tatsächlich Primäraufgabe, deren Grundzüge auf alle anderen kirchlichen Tätigkeiten ausstrahlen müssen.

Wir haben uns mit diesem einen Beispiel zu begnügen. Um die Zusammenhänge und Bezüge in extenso dar- und belegen zu können, müsste gezeigt werden, dass die Gelähmtenheilung nicht ein Singulärereignis in der Tätigkeit des Herren gewesen ist, sondern dessen messianische Struktur aufs genaueste vergegenwärtigt. Immer handelt es sich bei den Heilungen und Dämonenaustreibungen um psychosomatische Erkrankungen. Immer wird von Jesus als Heilungsbedingung der Glaube des Patienten eingefordert bzw. vorausgesetzt. Stets sind die therapeutischen Aktionen öffentlich und auf die Reaktion der Öffentlichkeit ausgelegt. Stets haben sie einen kommunionalen oder, wenn man will, ekklesiologischen Hintergrund. Vor allem aber zielen sie allesamt auf die Vertiefung der Gemeinschaft zwischen Gott und den Menschen, also auf die Grundbewegung der uns geoffenbarten göttlichen Aktivitäten. In diesem Kontext können wir allerdings eine Stelle nicht übergehen, die ganz am Ende des kanonischen Markustextes steht. Dort wird noch einmal das Osterereignis resümiert. Es ist die Stunde des endgültigen Abschieds vom irdischen Jesus. Dieser ruft zur Mission auf. Denen, die zum Glauben kommen, verheißt er die Gabe, wie er wunderbare Zeichen zu wirken. Dazu gehört: *„Die Kranken, denen sie die Hände auflegen, werden gesund werden“*. Der allerletzte Satz des Kommentators Markus konstatiert: *„Der Herr stand ihnen bei und bekräftigte die Verkündigung durch die Zeichen, die er geschehen ließ“* (Mk 16,18.20). Krankenpflege, Krankensorge und Krankenheilung gehören demnach zum Alltag der Kirche, zu ihrem Lebensgrund, zur Basis ihrer Existenzberechtigung. Haben wir den Mut zu diesem Bekenntnis?

Krankheit, Pflege und die christliche Anthropologie

Unser Startpunkt für diese nun sich rundenden Überlegungen war die kirchliche Situation. Sie ist charakterisiert, sagen wir mit allen Vorbehalten, die mitten im Prozess angebracht sind, durch eine Neuorientierung des ekklesialen Denkens und Lebens, wie sie ansichtig wird im neuen Stil des neuen Papstes Franziskus. Unter den Merkwörtern *Barmherzigkeit* und *Option für die Armen* setzt sich nach Jahrhunderten des Primats der Orthodoxie der Vorrang der Orthopraxie langsam im Bewusstsein der Gläubigen durch. Das sieht wie eine Alternative, wie ein Gegenentwurf, wie eine absolute Innovation aus. So empfinden es auch viele und je nach eigener Einstellung folgen sie Franziskus oder treten in Fundamentalopposition zu ihm. Der Riss zieht sich durch alle Ränge und Arbeitsgebiete von der römischen Kurie angefangen bis hin zu den Pfarrgemeinderäten. Wir haben es

unternehmen, die wahrhaft epochale Krisis der Kirche unter der Naheinstellung des Themas Heilen und Pflegen zu betrachten. Was von Anfang an nahelag, hat sich bestätigt: Das ist ein Sachkomplex, den man im Rahmen eines schlichten Vortrags allenfalls skizzenhaft beschreiben kann. Gleichwohl, denke ich, ist deutlich geworden, dass die Heilssorge der Kirche wesentlich als Heilungsdienst vollzogen werden muss. Der betrifft gewiss nicht nur die im medizinischen Sinne Kranken, sondern alle Menschen, die in einer materiellen, physischen, psychischen, sozialen Randsituation vegetieren müssen. Diese Erkenntnis ist selbst dogmatisch. Sie ergibt sich aus der bibelbegründeten Lehre über Schöpfung, Erlösung, Christologie und Eschatologie. Wer sie in die Praxis umsetzt, handelt also gerade dogmatisch, entspricht genau der christlichen Doktrin, ist *orthodox*. Wer es nicht tut, wer nicht *orthopraktisch* lebt, zieht die unerlässlichen Konsequenzen aus der Lehre des Evangeliums gerade nicht. Die Kirche hat also auf dem Weg der Reform nicht mehrere Möglichkeiten, sondern nur die *eine*: eine heilig-heiligende- Zeugenschaft.

Der innerste Grund dafür, der auch die Basis der biblischen Theologie ist, liegt in der Anthropologie. Das Grundübel in der Vergangenheit lag in den platonischen Einflüssen, denen die Kirche in Theologie wie Lebensvollzug ausgesetzt gewesen, manchmal auch erlegen ist. Sie lenkten sie geradewegs in einen Dualismus, der Seele und Leib, Denken und Glauben, Lehre und Leben auseinander dividierte. Der abendländische Rationalismus hat dann immer dahin tendiert, das erste Glied dieser Binäre zu betonen – bis hin zur wenigstens faktischen Ausschaltung des zweiten. Unvermeidlich war damit auch verbunden eine Theoretisierung des Glaubens. Er wurde in jahrhundertelanger, in sich durchaus bewundernswerter Anstrengung systematisiert und zu einem in sich großartigen Netz von lückenloser Geschlossenheit ausgebaut. Der Katholizismus hat sich damit an die Spitze aller christlichen Theologie, ja aller theologischen Systemunternehmungen gesetzt. Allerdings, mit welchen Kosten, merken wir erst heute - dafür immer schneller, immer radikaler.

Die moderne Lehre vom Menschen hat die Ganzheit und Ganzheitlichkeit neu entdeckt. Die psychosomatische Medizin hat überraschende Zusammenhänge eruiert zwischen der leiblich-materiellen und der geistig-psychischen Dimension des einen und ganzen Menschen. Merkwürdigerweise hat sich die Systematische Theologie bis in die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts hinein nie wirklich für anthropologische Fragen interessiert. In den älteren Dogmatiken wird vom Menschen direkt und als solchen angelegentlich der Schöpfung kurz, angelegentlich der augustinischen Erbsündentheorie etwas länger, sonst kaum gehandelt – allenfalls im Rahmen der Eschatologie war noch einmal von seinem Schicksal die Rede. Natürlich kamen dann auch alle diese Fakten nie auf den Tisch, von denen wir eben gesprochen hatten. Das ist inzwischen anders geworden. Vor allem aus der christologischen Besinnung hat die christliche Anthropologie die Einsicht gewonnen, dass wie die Sünde so auch das Christusheil den ganzen Menschen total angehen und umgestalten. Ich beschließe also diese Skizze mit dem berühmten Initium der berühmten Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* des vor genau 50 Jahren abgeschlossenen Zweiten Vatikanischen Konzils. Sie ist für pflegende und heilende Berufe in besonderer Weise die Magna Charta ihres Tuns als Christinnen und Christen:

„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.“ (GS 1).